

Insel

Honoré de
Balzac

Die Kunst,
seine
Schulden
zu zahlen

und seine Gläubiger zu befriedigen, ohne auch nur einen Sou selbst aus der Tasche zu nehmen

Honoré de Balzac, der berühmte Autor der *Comédie humaine*, war auch ein zu seiner Zeit berühmter Schuldner. Noch vor seinen literarischen Erfolgen hatte er nach gewagten Spekulationen als Verleger und Druckereiunternehmer Insolvenz anmelden müssen und wurde zeit seines Lebens von Gläubigern verfolgt. Er selbst soll mit Vorliebe darüber gesprochen haben – und dies mit einer unverwüstlichen, ansteckenden Munterkeit. *Die Kunst, seine Schulden zu zahlen und seine Gläubiger zu befriedigen, ohne auch nur einen Sou selbst aus der Tasche zu nehmen* ist also aus der Erfahrung gewonnen: eine – nicht ganz ernst zu nehmende – Anleitung, mit dem Geld auszukommen, das man nicht hat.

Humorvoll beleuchtet Balzac das Phänomen von allen erdenklichen Seiten – ironischerweise unter dem Deckmäntelchen eines rechtschaffenen Herausgebers, der lediglich die Aufzeichnungen eines Onkels, des schwarzen Schafes der Familie, nach dessen Tod der Öffentlichkeit zu präsentieren vorgibt.

insel taschenbuch 3028
Honoré de Balzac
Die Kunst, seine Schulden zu zahlen



Honoré de Balzac
Die Kunst,
seine Schulden zu zahlen

und seine Gläubiger
zu befriedigen, ohne auch nur
einen Sou selbst
aus der Tasche zu nehmen

*Aus dem Französischen
von E. Fred*

Insel Verlag

2. Auflage 2016

Erste Auflage 2004

insel taschenbuch 3028

Insel Verlag Frankfurt am Main und Leipzig

© für die Übersetzung by

Albert Langen Georg Müller Verlag GmbH, München 1969

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-34728-6

Die Kunst, seine Schulden zu zahlen
und seine Gläubiger
zu befriedigen, ohne auch nur
einen Sou selbst
aus der Tasche zu nehmen.

Gelehrt in zehn Lektionen oder

Handbuch des Handelsrechts

zum Gebrauch der ruinierten Leute, der Schuldner,
der Aushilfsbeamten, kurz aller jener, die Geld ausgeben,
ohne es zu haben, von Meinem seligen Onkel,
pensionierter Professor mit einer einleitenden
biographischen Notiz über den Verfasser.

All das veröffentlicht von seinem Neffen,
dem Verfasser der
»Kunst, seine Krawatte zu binden«.

*»Je mehr man schuldig ist, desto mehr Kredit hat man.«
Unveröffentlichter Gedanke des Professors.*

Zu Paris

Librairie universelle rue Vivienne No. 2
an der Ecke der Passage Colbert.

1827.

Vorwort des Herausgebers

Der Verfasser der ›Kunst, seine Krawatte zu binden‹ schickt ein Werk in die Welt, das nicht von ihm ist, trotzdem ihm aber eine ganze Menge von Feinden schaffen und wahrscheinlich Schmähungen und Verfolgungen genug zuziehen wird. Wie wird da eine ganze Menge von sogenannten aufrechten Geistern schreien: dieser Baron de l'Empesé will geradezu als hehre Wissenschaft die abscheuliche Kunst etablieren, einem ehrenhaften Gläubiger schöne Worte statt bares Geld zu geben. »Aber das ist ja eine Infamie, eine unerhörte Geschichte! So einen Mann muß man einfach einsperren! . . .«

Schon kommt besorgtes Lärmen aus den Buden aller Krämer, Fabrikanten, Kaufleute, aus den Läden, wo es eben Menschen gibt, die nicht weiter sehen als ihr Schild reicht, oder andere, deren Philosophie nicht mehr Größe hat als der Fußboden ihres Lokals. Die Ankündigung des Buches allein genügte schon, damit eine fürchterliche Angst den Hausbesitzer, den Restaurateur erfaßte, ebenso wie die Limonadenhändler, Schneider, die Wäscherinnen, den Schuhmacher, den Hutmacher, den Mützenmacher, den Weinhändler, den Bäcker, den Schlächter, den Gemischtwarenhändler usw., usw., ja sogar bis zu den Buchhändlern ging es. Alle die kleinen Rechnungen, die bisher in tiefem Schlummer ruhten, werden erweckt, um den bescheidenen Beamten aufzuscheuchen oder auch den nichtsnutzigen »Fashionablen«, den Arbeiter wie den Handwerker und den egoistischen Rentier.

Es ist ja ein Unglück. Aber schon die großen Schriftstel-

ler des neunzehnten Jahrhunderts haben es gesagt: »Das Reich des Lichtes wird größer von Tag zu Tag*... Das Menschengeschlecht schreitet in seiner Entwicklung fort**... Die französische Nation kann nicht zurückbleiben***... Die einen haben zuviel, die andern haben nicht genug****« usw. usw. Allein, merken Sie es sich gut: Solange man nur über kleinliche Einzelheiten nachdenken wird, wird man am Ende immer nur Dummheiten sagen. Man muß die großen sozialen Interessensphären ins Auge fassen und die Angelegenheiten der Allgemeinheit überlegen. Alles übrige kommt dann schon von selbst. Aber was ist denn überhaupt ein einziger Mensch im Vergleich zur Masse?

Es ist bekannt, daß es in Frankreich und besonders in Paris eine unzählige Menge von Individuen gibt, denen die Gesellschaft nichts schuldig ist, weil sie auch nichts für die Gesellschaft tun, und die sich trotzdem einbilden, das Recht zu haben, alle möglichen Steuern von ihren Mitmenschen einzuheben, aus dem einzigen Grunde, weil es eben evident ist, – daß »die einen zuviel haben, die andern nicht genug«*****.

Nun, wer sind denn eigentlich die Leute, von denen ich sprechen will? Die Menschen, die sich freiwillig und gutmütig in die Kategorie der »einen« einschalten lassen, weil sie keinen andern Beruf haben als den, sozusagen mit Gewalt, jene auszubeuten, die in die Kategorie der »andern« gehören? Ich muß aber den Leser schonend dar-

* M. de Chateaubriand. ** M. de Pradt. *** Le General Foy.

**** Der Onkel des Verfassers. ***** Aphorisma des Onkels des Herausgebers.

auf vorbereiten, daß dieses Werk nicht für diese Menschen geschrieben worden ist, auch nicht für jene, die in Schulden und Verbrechen stecken, die von unseren Gesetzen gerechterweise bedroht werden, und

die in ihrer Verzweiflung nach einem Mittel, sie zu umgehen suchend, glauben, wenn nicht *alles* zugrunde geht, könnten sie nicht am Leben bleiben.

Kurz, für jene Faulen, Unproduktiven, Schamlosen, die zumeist nicht den Strick wert sind, mit dem man sie aufknüpfen müßte, sondern nur Verachtung und Gleichgültigkeit verdienen, die überall einem hochherzigen Publikum ihr Patent auf Unfähigkeit herzeigen oder sich gerne mit der traurigen Rolle eines auf Kredit Lebenden begnügen . . . ich wiederhole, für all *diese* Gruppen von Leuten ist dieses Werk *nicht* veröffentlicht worden. Wohl aber für jene Klasse Unglücklicher, Ärmster, Enterbter, die keinen Teil an dem Nationalvermögen haben, auf Grund einer force majeure, die nichts mit ihrem Willen zu tun hat, für jene in jedem Sinne zu »schätzenden« Individuen, die alle physischen und moralischen Qualitäten besitzen, alle Talente, um in der Gesellschaft scharmant zu wirken, für die hervorragend produktiven Menschen, kurz, für industrielle, betriebsame Menschen, die aber leider keinen Heller jährlichen Einkommens haben und infolgedessen gezwungen sind, Schulden zu machen, um anständig leben zu können. Das sind ordentliche Leute mit Grundsätzen. Sie wollen also trotz allem ihre Gläubiger auf die eine Art oder auf die andere befriedigen. Deshalb gilt es nun, sich erfinderischer Mittel zu bedienen, die Phantasie anzustrengen auf eine Weise, die weit höher einzuschätzen ist

als die Arbeiten, die Entdeckungen, die ganzen Bemühungen aller vereinigten Klassen des »*Institut*« von Frankreich . . .

Ich wende mich zu Euch, Ihr Schaffenden und Ihr Verzehrenden aus allen Klassen, die Ihr kein Geld habt. Ihr, die Ihr eine Stellung gehabt habt, die Ihr nicht mehr habt, Ihr, die Ihr eine sucht und sie nie bekommen werdet, Ihr, die eine hattet, die doch keine war, Ihr, die in liberalen Zeitungen schreibt, Ihr, die Broschüren verfertigt oder kleine Bücher in Elsevierformat wie dieses, Ihr, die Häuser zu bauen beginnt, ohne zu wissen, wie Ihr sie fertig machen werdet, Ihr, die Ihr in Paris herumgeht, schöne Gesten macht und Schulden, kurz, Ihr alle, die das gleiche tun, was der Verfasser dieses Werkes getan hat. Ihr habt doch wahrhaftig Ansprüche genug darauf, daß man Euch die Früchte der durchwachten Nächte: die Überlegungen des Verfassers zugänglich macht.

Wie die Zeitläufte eben jetzt sind, sehe ich Euch der Gefahr ausgesetzt, eines schönen Tages nach dem Schuldgefängnis von Sainte-Pélagie wandern und dort ein, zwei, drei oder auch vier Quartale verbringen zu müssen oder vielleicht sogar einen Mietvertrag auf fünf Jahre für solche Wohnung abzuschließen.

So gebe ich Euch nur den guten Rat: habt immer dieses kleine Handbuch des Handelsrechtes bei Euch! Mit einem solchen Führer könnt Ihr zunichte machen: die Haftbefehle, die Hinterlegungsaufträge, Vorführungsbefehle, Forderungen auf Grund von Bürgschaften, die Ihr für einen Dritten eingegangen seid usw. usw. Ihr könnt kühn drauflos reisen, allein und dennoch in der Hut vor den Gläubigern könnt Ihr in den vielen lichtschimmernden

Passagen, die es in der Hauptstadt gibt, umhergehen. Während Ihr noch frei seid, kauft Euch also das Werk des Onkels des Herrn Baron de l'Empésé, lest es, überlegt es, besprecht es, lernt es auswendig, um Eure Erziehung zu perfektionieren, wenn sie schon vollendet ist. Ihr findet dort praktische Anweisungen neben den theoretischen.

Der Herausgeber.

Biographische Notiz über Meinen Herrn Onkel

Der wirklich sehr merkwürdige Mensch, von dem ich jetzt einige Augenblicke meine Leser unterhalten will, mein Onkel also, war eines jener von der Natur bevorzugten Individuen, für die das Schicksal Wunder wirkt.

Schon vom zartesten Alter an wußte er es, sich über jene so mächtigen Vorurteile zu stellen, die die Gesellschaft beherrschen und die, philosophisch angeschaut, doch nur große moralische Schwächen sind, indem er in der Tat auf dem Fuße eines Mannes lebte, der fünfzigtausend Livres Rente hat, während er rechtmäßig nie auch nur einen Sou Einkommen besaß.

Nachdem er sechzig Jahre hindurch alle Genüsse genossen hatte, die ein Mann wünschen und kosten darf, schuf er sich ein seiner würdiges Ende, indem er seinen letzten Seufzer bei einem berühmten Gastwirt ausstieß, der oft in der Lage gewesen war, seine brillanten Eigenschaften und seine genialische Kraft zu schätzen.

Mein Onkel wurde in Saint-Germain-en-Laye am 1. April 1761 geboren. Ich werde von den ersten Jahren seiner Kindheit nicht sprechen, sie flossen friedlich dahin, wie die aller von ihrer Mutter verwöhnten Kinder. Meine Großmama hatte sich schon lange ein Pfand der ehelichen Zärtlichkeit meines Großvaters gewünscht, sie bekam es erst nach zehn Jahren der Vereinigung, und mein Onkel war die erste Frucht. (Mein Vater kam erst zehn Jahre später zur Welt.) Mein Großvater, ebenso verblindet in der

Zärtlichkeit für seinen Sohn wie seine Frau, wußte nichts von allen den Leidenschaften zu erkennen, die später eines Tages auf das Herz »seines Schatzes« einstürmen würden, und obwohl er ein Mann von Geist war, verstand er es auch nicht, seiner Erziehung jene Richtung zu geben, die sie wohl nötig hatte.

Neun Monate jedes Jahres war er nicht zu Hause, denn die mußte er bei seinem Regiment der *Royal Cravate* verbringen, wo er es bis zum Major gebracht hatte; so konnte er seinen Sohn nicht überwachen und war gezwungen, sich auf die Weisheit seiner Frau zu verlassen. Der Schatz meiner Großmama aber, begabt mit allen Talenten, die notwendig sind, damit man eines Tages Gutes von ihm spreche, hatte eben auch alle jene kleinen Fehler, die notwendig sind, damit man von einem auch ganz das Gegenteil sagen kann. Man hatte ihm Lehrer gegeben, auf die er nicht hörte. Er tanzte um seinen Lateinlehrer herum, warf Knallerbsen auf den Tanzlehrer, steckte Kerzenstummel in die Taschen seines Zeichenlehrers und Pfropfen in die Flöte seines Musikmeisters. Während der kurzen Reisen, die mein Großvater nach Saint-Germain machte, nahm mein Onkel seinen Degen und steckte ihn auf den Platz des Rostes, nachdem er seinen Federhut an die Stelle des Geflügelbratens gesetzt hatte. Oder er riß der Katze die Haare aus, oder er malte mit Tinte dem Kanarienvogel einen Schnurrbart. Meine Großmama fand das alles scharmant. Mein Großvater konnte auch das Lachen nicht zurückhalten, behandelte alle diese Spitzbubenstücke als Kleinigkeiten und sagte, daß die Zeit ihn schon bessern werde. Die Zeit kam, mein Onkel besserte sich nicht. Schließlich wurde es so arg, daß niemand es mehr im

Hause aushielt. Man faßte also den Entschluß, sich des »Schätzchens« zu entledigen. Damals war mein Onkel zehn Jahre alt.

Er kam in das Collège Louis-le-Grand nach Paris, wo er während der ersten vier Jahre sichtliche Fortschritte machte und die wertvollen Talente, die ihm die Natur geschenkt hatte, zur Geltung brachte. Wenn er auch nicht der Erste bei den lateinischen Übersetzungen war, so war er doch der Stärkste beim Ballspiel; er raufte sich regelmäßig zweimal täglich, er brachte es dahin, daß man ihn fünfmal in der Woche auf trockenes Brot setzte, bekam fünfundzwanzig Rutenhiebe am Ende jedes Monats und brachte dann zwei Preise und ein halbes Dutzend Anerkennungsschreiben am Ende des Jahres nach Hause, worüber Großmama entzückt war.

Im Monat April 1777 war mein Großvater gerade in Saint-Germain und kam nach Paris in der Absicht, seinen Sohn abzuholen, damit er einen Teil der Ferien mit ihm beim Regiment verlebe. Er kommt voll Freude in das Collège, denn es war für ihn ein Fest, seinen Sohn zu sehen. Er fragt nach ihm. Das Gesicht des Schulvorstehers wird immer länger, seine Physiognomie wird finster, er stammelt, . . . schließlich erfährt mein Großvater, daß seit vierzehn Tagen sein lieber Sohn verschwunden sei, und zugleich mit ihm die Tochter der Wäscherin, und daß man nicht wisse, wohin sie sich gewendet hätten. Mein Onkel war damals gerade sechzehn Jahre geworden.

Mein Großvater hütete sich wohl, diese kleine Eskapade seiner Frau mitzuteilen. Er ging zum Polizeichef M. de Sartines, der ihm sagte, er solle nur am Abend wiederkommen. Während dieser Zeit wurde mein Onkel mit

seinem kleinen Wäschermädel in einem möblierten Zimmer der Rue Framenteau aufgestöbert, wohin er sich geflüchtet hatte. Sein Vater brachte ihn nach Saint-Germain zurück, ohne ihm im übrigen Vorwürfe zu machen, und von diesem Augenblicke war es beschlossene Sache, daß er fortgeschritten genug in seinen Studien sei, um nun kein Collège mehr zu brauchen. Er sollte seine Bildung im väterlichen Hause vollenden.

Die Studien, die mein Onkel nun vornahm, waren angenehm genug. Jeden Morgen spielte er Federball oder Billard, am Abend ging er auf die Bälle. Er machte eine Menge Bekanntschaften, die er dann zu seiner Mutter führte, um sie den besten Wein seines Vaters trinken zu lassen, hetzte Pferde zu Tode, zerbrach Wagen, die man gefällig genug war, ihm zu leihen, und machte bei aller Welt Schulden.

In der schönen Jahreszeit ging er gerne aufs Land, schoß auf die Hunde oder sogar gelegentlich auf die Waldhüter, nachdem er deren Frauen Kinder gemacht hatte, tötete alles Wildbret und lieh von allen Grundbesitzern der Umgegend Geld aus. Im Winter hatte er allwöchentlich ein Duell und wurde jeden Monat in den Arrest gesteckt.

In dieser Zeit war es, daß mein Großvater den Entschluß faßte, ihn reisen zu lassen, um auf diese Weise zu versuchen, »ein Gehirn zu beruhigen«, das, wie er sagte, nichts anderes notwendig hatte als Einsicht ins Leben. Nun, Reisen können sehr gut Einsicht ins Leben schaffen; mein Onkel wurde also in die Bäder von Bagnères geschickt, die damals das Rendezvous der distinguiertesten Welt waren.

Dort wurde er der Arrangeur aller Feste, die Seele aller Vergnügungen. Die damals (im Jahre 1784) dort waren, werden sich noch an den eigenartigen Theatersaal erinnern, den er im Verlaufe von zwei Stunden in Lourdes errichtete, wo gerade vor einigen Tagen auf dem Wege nach der Hauptstadt eine Truppe von Komödianten aus der Provinz angekommen war, die als Reisezehrung ein wenig Geld von den braven Landbewohnern einheimen wollten, indem sie ihnen den Genuß von zwei oder drei Vorstellungen gewährten. Da es keinen anderen Saal, wo man ein Theater aufschlagen hätte können, gab, so warf mein Onkel sein Augenmerk auf den großen Boden eines Sattlers, der denn auch erlaubte, daß man ihn benütze, allerdings unter der Bedingung, daß die Wagen, die er dort bewahrte, nicht herausgeführt würden. Mein Onkel kam auf das Mittel, alles in Ordnung zu bringen. Er ließ die Karosserien von den Gestellen abnehmen, sie in einem Halbkreis nebeneinander arrangieren und errichtete durch dieses Manöver einen Rang von Logen ganz und gar neuester Art. Eine große Karosse mit Flügeltüren, die früher einmal dem Erzbischof von Toulouse gehört hatte, gab die Ehrenloge ab, zwei hübsche Diligencen, an den Eckpunkten des Orchesters aufgestellt, figurirten als Avant-scènes. Ein zweiter Rang von Logen wurde auf die gleiche Weise hergestellt, hoch auf den Wagenrädern, und alle Sättel, die der brave Sattler hatte, auf einer Art von Leinen senkrecht zum Theater auf Stricken aufgehängt, bildeten ein Parterre, wo die Zuschauer gewissermaßen Steckenpferd ritten. Niemals hat ein groteskeres Spektakelstück unmäßigeres Gelächter erregt.

Das Jahr darauf kam mein Onkel nach Saint-Germain

zurück – und eine wichtige Änderung hatte sich in seiner ganzen Persönlichkeit vollzogen. Hatte er auf der einen Seite gewonnen, so hatte er auf der andern verloren; denn er brachte von dieser Reise einen ausgesprochenen Geschmack für das Hasardspiel mit, dem er sich denn auch so widmete, daß mein Großvater sein kleines Vermögen weggeben mußte, um die zahlreichen Schulden zu zahlen, die sein Sohn machte.

Zu jener Zeit war es, nämlich im Jahr 1787, als mein Onkel seinen Vater verlor. Er starb an den Folgen eines Sturzes vom Roß; meine Großmutter folgte ihrem Gatten bald nach. Mein Vater wurde, obwohl er mehr als zehn Jahre jünger war als sein Bruder, vom Familienrate mit der Ordnung der Erbschaft betraut. Er war eben weitaus klüger, obwohl er noch nicht einmal volljährig war. Meine Großeltern hinterließen ihren Kindern nur recht wenig. Obwohl mein Onkel schon sechsmal so viel vorausbekommen hatte, als sein Teil gewesen wäre, teilte mein Vater mit ihm die zwölftausend Franken, die die ganze Erbschaft ausmachten.

Die Revolution brach damals gerade aus, und mein Onkel, der sich schon durch die Heftigkeit seiner monarchischen Überzeugungen bemerkbar gemacht hatte, hielt es für seine Pflicht, ins Exil zu gehen, in einem Moment, wo alles, was zur »Hofpartei« gezählt wurde, für sein Leben fürchten mußte. Ein Grund mehr dafür, und ein nicht geringerer war, daß er eben gar nichts mehr hatte und bei seinem erschöpften Kredit, doch gewöhnt an ein großartiges Leben, sowieso nirgends mehr einen Menschen gefunden hätte, der ihm einen Sou geliehen hätte.

Er entschloß sich, in die Bäder zurückzukehren, wo er

die verschiedenen Einnahmequellen, die ihm das Spiel erschlossen hatte, auszunutzen hoffte. Er verließ also Paris im Monat Mai des Jahres 1789 und kam nach Bagnères, wo er sich bescheiden für einen jungen Bankier aus Hamburg ausgab, obwohl er noch niemals einen Louisdor für seine Unterschrift bekommen hatte. Allein niemand schien sich besser als er auf große kommerzielle Unternehmungen zu verstehen; wenn man nämlich auf ihn hörte, so stand er in den besten Beziehungen zu allen großen Plätzen Europas. Die Namen der berühmtesten Großkaufleute führte er stets im Munde. Immer, ohne die geringste Affektation sprach er von den ungeheuren Finanzoperationen, die er gemacht hatte, bei den letzten Messen in Frankfurt oder in Leipzig, und das einzige, was man vielleicht nicht begreifen konnte, wenn man ihm gut zugehört hatte, war, daß noch kein einziger Souverän Europas ihm die Leitung der Finanzpolitik übertragen hatte und daß er in Bädern die kostbare Zeit verlor, die er doch so nützlich für die Wohlfahrt seiner Mitbürger hätte verwenden können.

Ein anderes Mal fand er Mittel und Wege, um einen russischen Fürsten davon zu überzeugen, daß er auf seiner Besitzung in Sibirien Marmorbrüche habe, deren Ausbeutung verschiedentliche Millionen eintragen müsse. Sie machten einen Kontrakt, den dann mein Onkel kurz darauf für fünfzigtausend Ecus an einen Florentiner Kaufmann verhandelte. Der reiste nun allerdings nach Rußland und gab sechsmalunderttausend Franken aus, um im angeblichen Steinbruch zu schürfen, aus dem er nicht einmal so viel Marmor gewinnen konnte, um für seinen Nachttisch eine Platte machen zu lassen. Im Jahre 1796